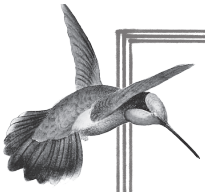
dtv
Reihe Hanser

Calpurnia ist zwölf, als sie begreift, dass ihr vorgezeichneter Lebensweg nicht ihren Vorstellungen entspricht: Sie soll Kochen, Stricken und Klavierspielen lernen, damit sie bald heiraten und eine Familie gründen kann. Doch Cal streift lieber durch die Natur, beobachtet Pflanzen und Tiere und macht sich Notizen über ihre Entdeckungen. Der Einzige, der sie versteht, ist ihr Großvater, ein eigenwilliger Forscher und Tüftler. Er schätzt ihre Begeisterungsfähigkeit und Wissbegierde, schenkt ihr Bücher und öffnet ihr die Augen für den technischen Fortschritt und die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des anbrechenden 20. Jahrhunderts. So erobert Cal ihren Weg in eine selbstbestimmte Zukunft.

Jacqueline Kelly, in Neuseeland geboren, wuchs in Kanada auf und lebt in Texas. Sie studierte Medizin und Jura, arbeitete als Ärztin und Rechtsanwältin und begann nebenbei das Schreiben. Ihr Debüt »Calpurnia Tate« erschien in den USA 2009 und wurde vielfach ausgezeichnet.

Jacqueline Kelly



CALPURNIAS
(r)evolutionäre
ENTDECKUNGEN

Aus dem Englischen von
Birgitt Kollmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Zitate über den Kapiteln sind Charles Darwins Buch
»Über die Entstehung der Arten« entnommen.

Die Zeilen aus Ben Jonsons ›Lied an Cecilia‹ werden im Original und
in der Übersetzung von Bertram Kottmann zitiert.

Mit S/W-Vignetten von Maria Sibylla Merian.

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen
finden Sie unter
www.reihehanser.de

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C019821
FSC
www.fsc.org

2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Jacqueline Kelly 2009
Titel der Originalausgabe: ›The Evolution of Calpurnia Tate‹
(Henry Holt and Company, New York)
Alle Rechte der deutschen Ausgabe:
© Carl Hanser Verlag München 2013
Umschlaggestaltung nach einem Entwurf
von Maren von Stockhausen
unter Verwendung von Motiven von Corbis
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62598-2

Für meine Mutter, Noeline Kelly
Für meinen Vater, Brian Kelly
Für meinen Mann, Robert Duncan

Erstes Kapitel

DIE ENTSTEHUNG DER ARTEN

Wenn ein junger Naturforscher eine ihm ganz unbekannte Gruppe von Organismen zu studieren beginnt, so macht ihn anfangs die Frage verwirrt, was für Unterschiede die Arten bezeichnen … denn er weiß noch nichts von der Art und der Größe der Abänderungen, deren die Gruppe fähig ist …

Die Dunkelheit wussten wir 1899 bereits zu zähmen, doch nicht die texanische Hitze. Wir standen in tiefer Nacht auf, Stunden vor Sonnenaufgang, wenn sich am östlichen Himmel kaum mehr als ein tiefblauer Streifen abzeichnete, während der Horizont ansonsten pechschwarz war. Wir zündeten unsere Kerosinlampen an und trugen sie im Dunkeln vor uns her wie unsere eigenen schwankenden winzigen Sonnen. Die Arbeit eines ganzen Tages musste bis Mittag geschafft sein, wenn die tödliche Hitze ihre schwitzenden Opfer in das große, mit Holzläden verschlossene Haus zurücktrieb, wo wir uns in den dämmrigen hohen Räumen hinlegten. Mutters übliche Methode, im Sommer die Laken mit erfrischendem Eau de Cologne einzusprühen, verschaffte uns nur kurz Er-

leichterung. Nachmittags um drei, wenn es Zeit war, wieder aufzustehen, war die Hitze immer noch mörderisch.

Für uns alle in Fentress waren diese Temperaturen eine Qual, am meisten jedoch litten die Frauen in ihren Korsetts und Petticoats. (Ich selbst war noch einige Jahre zu jung für diese besondere, den Frauen vorbehaltene Form der Tortur.) Sie lockerten ihre Korsettstangen, seufzten in einem fort und verfluchten die Hitze und ihre Ehemänner, die sie nach Caldwell County verschleppt hatten, um dort auf vielen Morgen Land Baumwolle und Pekannussbäume anzupflanzen. Mutter verzichtete vorübergehend auf ihre Haarteile, die falschen Stirnlocken und ein gewelltes Rosshaarkissen, auf dem sie ihr eigenes Haar täglich zu einen kunstvollen Turm frisierte. Sie machte es sich sogar zur Angewohnheit, an Tagen, an denen wir keine Gesellschaft hatten, den Kopf unter die Wasserpumpe in der Küche zu halten, während Viola, unsere Köchin, so lange pumpte, bis die Haare durch und durch nass waren. Uns Kindern war es strengstens untersagt, während dieser erstaunlichen Vorführung zu lachen. Ebenso wie unser Vater lernten wir bald, Mutter möglichst aus dem Weg zu gehen, während sie nach und nach kapitulierte und einen Teil ihrer sonst so würdevollen Erscheinung der Hitze opferte.

Mit vollem Namen heiße ich Calpurnia Virginia Tate, aber damals nannten mich alle nur Callie Vee. In jenem Sommer war ich elf und das einzige Mädchen unter sieben Geschwistern. Kannst du dir etwas Schlimmeres vorstellen? Ich bildete genau die Mitte zwischen drei älteren Brüdern – Harry, Sam Houston und Lamar – und drei

jüngeren – Travis, Sul Ross und Jim Bowie, unserem Jüngsten, den wir nach seinen Anfangsbuchstaben nur Jay Bee nannten. Die kleinen Jungen schafften es sogar, mittags zu schlafen, manchmal in einem wilden Haufen übereinander, wie feuchte, dampfende Hundewelpen. Auch die Männer, die von der Feldarbeit kamen, sowie mein Vater, der aus seinem Büro nach Hause kam, hielten auf der Schlafveranda ihren Mittagsschlaf. Nachdem sie sich vor dem Haus mehrere Blecheimer lauwarmes Wasser über den Kopf gekippt hatten, fielen sie auf ihre Seilbetten, als hätte man ihnen einen Schlag auf den Kopf verpasst.

Ja, die Hitze war eine Qual, aber mir verschaffte sie Freiheit. Während der Rest der Familie sich unruhig auf den Betten hin und her warf oder döste, schlich ich mich unbemerkt zum Ufer des San Marcos River und genoss meine tägliche Ruhepause ohne Schule, ohne lästige Brüder und ohne Mutter. Direkt erlaubt war mir dieser Ausflug nicht, aber verboten hatte ihn auch niemand. Es gelang mir auch nur, weil ich ein eigenes Zimmer hatte, ganz am Ende des Gangs, während meine Brüder sich ihre teilen mussten, und sie hätten mich sofort verpetzt. Das Privileg eines eigenen Zimmers war vermutlich das einzig Gute an der Tatsache, dass ich ein Mädchen war.

Zwischen unserem Haus und dem Fluss lag ein fünf Morgen großes, sichelförmiges, nie gerodetes Dickicht. Mir selbst einen Weg da hindurch zu bahnen wäre unendlich mühsam gewesen, doch die anderen regelmäßigen Flussbesucher – Hunde, Wild, Brüder – sorgten stets für

einen schmalen freien Pfad inmitten des tückischen Stachelgrases, das mir bis zum Kopf reichte und sich an meinen Haaren und meiner Schürze festzukrallen versuchte, obwohl ich mich schon so dünn wie möglich machte, um hindurchzukommen. Sobald ich am Fluss angekommen war, zog ich mich bis auf mein Unterkleid aus, und gleich darauf ließ ich mich auf dem Rücken treiben und genoss die Kühle des Wassers. Mein Hemd blähte sich in der leichten Strömung, ich war eine Wolke im Fluss, die sich sanft in den Strudeln drehte. Über mir, in den dunkelgrünen Kronen der Eichen, die sich über den Fluss neigten, sah ich das weiße Gespinst der Bärenspinner. Fast wie mein Spiegelbild sahen sie aus, diese Falter, wie sie in Ballons aus weißem Gespinst vor dem blass türkisfarbenen Himmel schwebten.

Bis auf meinen Großvater Walter Tate ließen sich in jenem Sommer alle Männer die Haare ganz kurz schneiden, außerdem rasierten sie sich die dichten Bärte und Schnauzer ab. Der Anblick ihrer bleichen, schutzlosen Gesichter war zunächst ein Schock für uns, nackt wie texanische Brunnenmolche kamen sie uns anfangs vor. Seltsamerweise schien nur Großvater, dem ein schwerer weißer Vollbart auf die Brust hing, die Hitze gar nicht zu stören. Er behauptete, das liege daran, dass er ein Mann fester und moderater Gewohnheiten sei, der niemals vor zwölf Uhr mittags Whiskey trank. Sein *Schwalbenschwanz*, ein muffiger alter Frack mit langen Rockschößen, war damals schon hoffnungslos aus der Mode, aber er wollte nichts davon hören, sich von ihm zu trennen. Obwohl unser Dienstmäd-

chen SanJuanna ihn regelmäßig mit einem Schwamm und Benzin abrieb, behielt der Frack doch immer seinen muffigen Geruch und seine merkwürdige Farbe, die weder schwarz noch grün war.

Großvater lebte mit uns unter einem Dach, trotzdem war er so etwas wie eine Schattengestalt. Schon vor vielen Jahren hatte er die Leitung des Familienbetriebs seinem einzigen Sohn übertragen, meinem Vater Alfred Tate. Seitdem verbrachte er seine Tage mit »Experimenten« in seinem »Laboratorium« hinterm Haus. Dieses Laboratorium war nichts weiter als ein alter Schuppen, der einmal zu den Sklavenunterkünften gehört hatte. Wenn Großvater nicht in seinem Laboratorium war, dann war er entweder auf der Jagd nach Insekten für seine Sammlung, oder er hatte sich mit seinen modrigen Büchern in einen dämmrigen Winkel der Bibliothek zurückgezogen, wo niemand ihn zu stören wagte.

Ich fragte Mutter, ob ich mir die Haare abschneiden lassen dürfe, die mir schwer und warm weit auf den Rücken hingen, doch sie lehnte es rundweg ab; sie werde es nicht dulden, dass ihre Tochter wie eine kurz geschorene Wilde herumliefe. Ich fand das entschieden unfair, ganz abgesehen davon, dass mir unerträglich heiß war. Also entwickelte ich einen Plan: Jede Woche würde ich mir meine Haare einen Zollbreit abschneiden, also gerade so viel, dass es Mutter nicht auffiel. Sie würde es vor allem deswegen nicht merken, weil ich mich mit Wohlverhalten tarnen würde. In der Verkleidung einer wohlerzogenen jungen Dame gelang es mir oft, Mutters gestrengem Blick zu entgehen.

Gewöhnlich hielten die Anforderungen des Haushalts und der ständige Trubel, den meine Brüder verursachten, sie dauernd beschäftigt. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel Trubel und Unruhe sechs Brüder verursachen. Hinzu kam, dass Mutters lähmende Kopfschmerzen durch die Hitze nur noch schlimmer wurden, und so musste sie immer wieder Zuflucht zu Lydia Pinkhams Kräuterelixier nehmen, dem, wie es hieß, »besten Blutreinigungsmittel für Frauen«.

Am Abend nahm ich mir eine Stickschere und schnitt mir mit klopfendem Herzen und großer Begeisterung zum ersten Mal einen Zollbreit von meinen Haaren ab. Dann betrachtete ich den weichen kleinen Heuhaufen aus Haaren in meiner gewölbten Hand. Ein großer Augenblick, wie ich fand. Ein erster großer Schritt auf dem Weg in meine Zukunft, in das leuchtende neue Jahrhundert, das in wenigen Monaten beginnen würde. In der Nacht schlief ich schlecht, aus Angst vor dem Morgen.

Am nächsten Tag ging ich mit angehaltenem Atem zum Frühstück hinunter. Die Pekannuss-Pfannkuchen schmeckten wie Pappe. Und was passierte? Absolut gar nichts. Keinem ist auch nur das Mindeste an mir aufgefallen. Einerseits war ich ungeheuer erleichtert, andererseits dachte ich: *Das sieht meiner Familie mal wieder ähnlich!* Ganze vier Wochen und vier Zollbreit abgeschnittener Haare später sah Viola, unsere Köchin, mich eines Morgens sehr scharf an. Doch gesagt hat sie nichts.

So heiß war es, dass Mutter beim Abendessen nicht mehr die Kerzen im Leuchter anzündete, das hatte es in

der Familiengeschichte noch nie gegeben. Harry und ich durften sogar zwei Wochen lang unsere Klavierstunden ausfallen lassen. Das war auch gut so, denn Harrys verschwitzte Hände hinterließen eine feuchte Spur auf den Tasten, die er für das Menuett in G-Dur anschlug, und was immer Mutter oder SanJuanna versuchten, sie schafften es nicht, das Elfenbein wieder zum Schimmern zu bringen. Außerdem war unsere Musiklehrerin, Miss Brown, schon uralt, und ihr klappriges Pferd musste ihren Einspänner drei Meilen von Prairie Lea bis zu uns hinaus ziehen. Vermutlich würden beide auf dem Weg zusammenbrechen und müssten eingeschläfert werden. Eigentlich gar keine so schlechte Idee.

Als Vater hörte, dass unsere Klavierstunden erst einmal ausfielen, sagte er: »Umso besser. Ein Junge braucht ein Klavier genauso dringend wie eine Schlange einen Reifrock.«

Mutter war da völlig anderer Meinung. Sie wollte aus dem siebzehnjährigen Harry, ihrem Ältesten, einen richtigen Gentleman machen. Ihr Plan war es, Harry an die Universität im fünfzig Meilen entfernten Austin zu schicken, sobald er achtzehn war. In der Zeitung hatte gestanden, dass fünfhundert Studenten an der Universität eingeschrieben seien, darunter siebzehn streng behütete junge Damen, die die Schule der Freien Künste besuchten, wo sie Musik, Englisch oder Latein studieren konnten. Vater hatte andere Pläne mit Harry: Er sollte Geschäftsmann werden und eines Tages sein Unternehmen weiterführen, die *Cotton Gin,* die Anlage zur Entkörnung der Baum-

wolle, sowie die Pekannuss-Plantagen. Außerdem sollte er so wie sein Vater Mitglied bei den Freimaurern werden. Was mich anging, so fand Vater Klavierunterricht anscheinend passend, soweit er überhaupt einen Gedanken darauf verschwendete.

Ende Juni berichtete der *Fentress Indicator*, dass vor dem Gebäude des Zeitungsverlages eine Temperatur von 41 Grad Celsius gemessen worden sei, und zwar in der prallen Sonne. Wie hoch die Temperatur im Schatten war, wurde nicht berichtet. Wieso eigentlich nicht, fragte ich mich, schließlich würde kein vernünftiger Mensch sich länger als eine Sekunde in der Sonne aufhalten, höchstens auf dem Weg von einem schattigen Ort zum nächsten – einem Baum oder einer Scheune oder einem Zugpferd. Meiner Meinung nach wäre es für die Bewohner unserer Stadt sehr viel nützlicher, die Temperaturen im Schatten zu kennen. Mit viel Mühe verfasste ich einen Leserbrief an die Zeitung, und zu meinem großen Erstaunen wurde er in der Woche darauf abgedruckt. Und zum noch größeren Erstaunen meiner Familie begann die Zeitung damit, auch die Temperatur im Schatten zu veröffentlichen. Wenn wir lasen, dass es im Schatten nur 37 Grad waren, war uns allen gleich nicht mehr ganz so heiß.

Sowohl im Haus als auch draußen gab es eine plötzliche Zunahme an Insektenaktivität. Grashüpfer stiegen in Schwärmen vor den Hufen der Pferde auf. Glühwürmchen erschienen in so großer Anzahl, dass niemand sich erinnern konnte, je in einem Sommer ein größeres Schauspiel erlebt zu haben. Abend für Abend versammelten meine

Brüder und ich uns auf der Veranda auf der Vorderseite des Hauses und veranstalteten einen Wettbewerb, wer von uns das erste Aufflackern entdeckte. Das war eine aufregende Sache, und zu gewinnen war eine große Ehre, vor allem, nachdem Mutter einen Streifen blauer Seide aus ihrem Nähkorb genommen und einen schönen Orden mit langen Bändern daraus gemacht hatte. Zwischen einem Kopfschmerzanfall und dem nächsten stickte sie mit goldenem Faden die Worte *Großer Glühwürmchenpreis* darauf. Es war ein sehr eleganter, sehr begehrter Preis. Der Gewinner durfte ihn bis zum folgenden Abend behalten.

In der Küche erlebten wir eine nie zuvor gekannte Invasion von Ameisen. In militärischer Aufstellung marschierten sie durch winzige Spalten an Fußleisten und Fenstern und steuerten direkt das Waschbecken an. In ihrer verzweifelten Suche nach Wasser ließen sie sich durch nichts aufhalten. Viola erklärte ihnen den Krieg, doch sie unterlag. Wir sahen die Glühwürmchen als einen Segen an und die Ameisen als eine Plage, doch zum ersten Mal fragte ich mich, wieso man so eine Unterscheidung machte. Ich fand, Viola sollte aufgeben und die Ameisen in Ruhe lassen, doch als ich einmal feststellte, dass der schwarze Pfeffer im Eiersalat doch kein Pfeffer war, änderte ich meine Meinung.

Während gewisse Insekten uns überrannten, verschwanden andere, wie zum Beispiel die Regenwürmer, die sonst immer auf unserem Grundstück wohnten, völlig. Meine Brüder beklagten sich, weil sie nicht mehr genügend Würmer zum Angeln fanden und das Graben in der

harten, vertrockneten Erde so mühsam war. Vielleicht hast du dich schon einmal gefragt, ob man Regenwürmer dressieren kann. Man kann, allen Ernstes. Die Lösung schien mir naheliegend: Regenwürmer kommen immer hervor, wenn es regnet, also ließ ich es für sie regnen, das war ja nicht schwer. Mehrmals am Tag trug ich einen Blecheimer zu einer schattigen Stelle im fünf Morgen großen Dickicht und goss das Wasser aus, immer an derselben Stelle. Nach vier Tagen musste ich nur mit dem Eimer auftauchen, schon kamen die Regenwürmer an die Oberfläche gekrochen, angelockt von meinen Schritten und dem Versprechen von Wasser. Ich sammelte sie ein und verkaufte sie Lamar für einen Penny das Dutzend. Lamar drängte mich unablässig, ich solle ihm verraten, wo ich sie gefunden hatte, doch ich schwieg. Der Einzige, dem ich meine Methode verriet, war Harry, mein Lieblingsbruder, vor dem ich nichts (na gut, fast nichts) geheimhalten konnte.

»Callie Vee«, sagte er eines Tages, »ich hab was für dich.« Er ging an seinen Schreibtisch und zog ein kleines, in rotes Leder eingebundenes Notizbuch hervor, in das die Worte *SOUVENIR AUS AUSTIN* eingeprägt waren.

»Schau mal«, sagte er, »ich habe es nie benutzt. Du könntest es nehmen, um deine wissenschaftlichen Beobachtungen aufzuschreiben. Du bist doch auf bestem Wege, mal ein richtiger Naturforscher zu werden.«

Was genau machte ein Naturforscher wohl? Ich war mir nicht sicher, beschloss aber, den restlichen Sommer lang einer zu sein. Wenn es nichts weiter bedeutete, als alles aufzuschreiben, was man um sich herum beobachtete – das

war kein Problem. Und nachdem ich jetzt etwas hatte, das nur mir gehörte und worin ich festhalten konnte, was mir auffiel, sah ich auf einmal Dinge, die ich nie zuvor bemerkt hatte.

Die ersten Beobachtungen, die ich mir notierte, bezogen sich auf die Hunde. Wegen der Hitze lagen sie unbeweglich auf der Erde, wie tot sahen sie aus. Selbst wenn meine jüngeren Brüder versuchten, sie mit Stöckchen aus ihrer Langeweile herauszureißen, hoben sie nicht einmal den Kopf. Sie standen gerade einmal so lange auf, wie sie brauchten, um Wasser aus dem Trog zu schlürfen, dann ließen sie sich wieder in ihre flachen Erdmulden fallen, aus denen jedes Mal Staubwolken aufstiegen. Ajax, Vaters preisgekrönter Hühnerhund, hätte sich nicht einmal aufscheuchen lassen, wenn jemand einen Fuß von seiner Schnauze entfernt einen Schuss aus einem Gewehr abgefeuert hätte. Er lag da mit weit offenem Maul, sodass ich seine Zähne zählen konnte. Auf die Weise entdeckte ich, dass der Gaumen eines Hundes nach hinten zu, in Richtung Speiseröhre, tief zerfurcht ist. Der Grund dafür ist sicher, dass erbeutete Tiere in ihrem Abwehrkampf nur in eine Richtung befördert werden sollen – in die Richtung, die auch unser Abendessen nimmt. Das schrieb ich in mein Notizbuch.

Auch beobachtete ich, dass der Gesichtsausdruck bei Hunden weitgehend durch die Bewegung der Augenbrauen bestimmt wird. Warum haben Hunde Augenbrauen?, schrieb ich auf. Wozu *brauchen* Hunde Augenbrauen?

Ich fragte Harry, doch er wusste es nicht. »Geh und frag Großvater«, sagte er. »Der weiß solche Dinge.«

Doch das mochte ich nicht. Der alte Mann hatte selbst so wilde, zottige Augenbrauen, die mich an einen Drachen erinnerten, und außerdem hatte seine Respekt einflößende Gestalt mich schon als kleines Mädchen davon abgehalten, ihm auf den Schoß zu klettern. Ich konnte mich nicht entsinnen, dass er je mit mir gesprochen hätte, ich war mir nicht einmal sicher, ob er meinen Namen wusste.

Als Nächstes wandte ich meine Aufmerksamkeit den Vögeln zu. Aus irgendeinem Grund hatten wir in dem Jahr auffallend viele Rotkardinäle auf unserem Grundstück.

Ich freute mich, als Harry zu mir sagte, wir hätten es zu einer schönen Menge gebracht, so als hätten wir irgendeinen Anteil daran, so als hätten wir nach harter Arbeit ihre fröhlich leuchtenden Körper geerntet und wie Weihnachtsbaumschmuck in die Zweige der Bäume entlang unserer Einfahrt verteilt. Doch weil sie so viele waren und ihre übliche Nahrung aus Samen und Beeren wegen der Dürre immer weniger wurde, stritten die Männchen erbittert über den Besitz jedes einzelnen Zürgelbaums. Im Unterholz fand ich ein verstümmeltes totes Männchen; das war ein erschreckender und trauriger Anblick. Dann eines Morgens kam ein Vogelweibchen auf die Veranda geflogen und setzte sich auf die Rückenlehne des Korbstuhls neben mir. Ich saß stocksteif da. Ich hätte es mit den Fingern berühren können, ich hätte nur die Hand ausstrecken müssen. Aus dem blass aprikosenfarbenen Schnabel hing ein winziger grau-brauner Klumpen. Er sah aus wie ein Mäuschen, gerade mal fingerhutgroß, halb oder auch schon ganz tot.

Als ich beim Essen davon erzählte, sagte Vater: »Calpurnia, Kardinalvögel fressen keine Mäuse. Sie ernähren sich nur von Pflanzen. Sam Houston, bitte reiche mir die Kartoffeln.«

»Ja, Sir, ich sag ja nur«, antwortete ich lahm. Aber ich war wütend auf mich selbst, weil ich nicht auf dem beharrt hatte, was ich doch mit eigenen Augen gesehen hatte. Den Gedanken, dass die Kardinalvögel vom Wetter zu so unnatürlichem Verhalten getrieben wurden, fand ich schrecklich. Der nächste Schritt wäre dann Kannibalismus. Bevor ich an jenem Abend schlafen ging, nahm ich mir eine Blechdose Hafer aus dem Stall und streute ihn in der Einfahrt aus. Dann schrieb ich in mein Notizbuch: Wie viele Rote Kardinäle werden wir wohl nächstes Jahr haben, wenn sie nicht genug Nahrung finden? Nicht vergessen: Zählen!

Als Nächstes schrieb ich in mein Notizbuch, dass wir in jenem Sommer zwei sehr verschiedene Arten von Grashüpfern hatten. Einmal waren da die, die wir immer hatten – flink, smaragdfarben, mit vielen kleinen schwarzen Flecken verziert. Dann gab es aber auch doppelt so große, leuchtend gelbe, schwerfällige Tiere, unter denen die Gräser sich neigten, wenn die Insekten mit ihren großen Wachsflügeln darauf landeten. Noch nie hatte ich solche Grashüpfer gesehen. Ich wollte wissen, woher diese seltsamen gelben Exemplare kamen, und befragte jeden im Haus (außer Großvater), aber niemand konnte mir etwas dazu sagen. Niemand war auch nur im Geringsten interessiert.

Als ich mir nicht anders zu helfen wusste, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und ging zu Großvater

ins Laboratorium. Ich schob den Sackleinenvorhang beiseite, der als Tür diente, und blieb zitternd auf der Schwelle stehen. Großvater sah erstaunt von seinem Arbeitstisch auf, an dem er eine eklig aussehende braune Flüssigkeit in verschiedene Becher und Retorten goss. Er lud mich nicht ein, näher zu kommen. Stotternd brachte ich mein Grashüpferproblem vor, während er mich anstarrte, als hätte er Mühe, sich zu erinnern, woher er mich kennen könnte.

»Oh«, sagte er dann mit sanfter Stimme, »ich vermute, dass ein schlaues kleines Ding wie du allein dahinterkommen kann. Komm wieder und berichte mir, wenn du es weißt.« Damit wandte er sich ab und machte sich Notizen in sein großes Buch.

Das war sie also schon, meine Audienz beim Drachen. Herausgekommen war dabei wohl nichts. Zwar hatte er nicht gerade Feuer gespuckt, als ich hereinkam, aber geholfen hatte er mir auch kein bisschen. Vielleicht hätte Großvater mich mehr beachtet, wenn ich Harry gedrängt hätte mitzukommen. Vielleicht war er ärgerlich, dass ich ihn bei seiner Arbeit gestört hatte, auch wenn er durchaus freundlich gesprochen hatte. Ich wusste, woran er arbeitete. Aus irgendeinem Grund hatte er es sich in den Kopf gesetzt, Pekannüsse zu Whiskey zu destillieren. Seine Überlegung war vermutlich, dass, wenn es möglich war, aus gewöhnlichem Mais und der schlichten Kartoffel gute Spirituosen herzustellen, warum dann nicht aus der vornehmen Pekannuss? Und Pekannüsse, die gab es bei uns weiß Gott im Überfluss – sechzig Morgen.

Ich ging zurück in mein Zimmer und dachte weiter